

Überleben

Historische und aktuelle Konstellationen

Herausgegeben von
Falko Schmieder

UTA KORNMEIER

Fit für den Ernstfall? Überleben als Hobby¹

Gefährdungsszenarien

So manchem, der in den 1980er Jahren in Westdeutschland aufgewachsen ist, kommt beim Nachdenken über das Überleben als erstes das Wort ›Survival-Training‹ in den Sinn. Das in der 18. Ausgabe des *Brockhaus* von 1980 erstmals aufgeführte englische Wort ›*survival*‹ bezeichnet das »Überleben ohne Hilfe in extremen Situationen«. Bei »extremen Situationen« denkt man vielleicht zuerst an Abenteuer in fernen Ländern, im Dschungel oder in der Wüste. Im Vorwort seines Buches *Alles über Survival* ruft Jan Boger 1985 jedoch ganz nahe liegende, einheimische Bedrohungsszenarien auf: »Die großen norddeutschen Flutkatastrophen oder die Ereignisse im Winter 1979 sollten eigentlich jeden davon überzeugen, daß man auch im dichtbesiedelten und hochtechnisierten Deutschland plötzlich in schwere Bedrängnis geraten und von äußerer Hilfe abgeschnitten sein kann.«²

Die Erinnerung an die schwere Sturmflut von 1962, bei der über 300 Menschen im Raum Hamburg und Bremen starben, an die verheerende Hamburger ›Jahrhundertflut‹ von 1976 oder an den katastrophalen Winter 1978/79, bei dem große Teile Norddeutschlands im meterhohen Schnee versanken, dürfte noch Mitte der 1980er Jahre einen blanken Nerv getroffen haben. Hinzu kommen die Erfahrungen der Ölkrisen von 1973 und 1979/80 und der Bedrohung durch den internationalen Terrorismus, der nach den Anschlägen während der Olympischen Spiele in München 1972 oder der Entführung des Passagierflugzeugs ›Landshut‹ 1977 ins Bewusstsein der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit gelangt war.

Was die heraufbeschworenen Szenarien »im dichtbesiedelten und hochtechnisierten Deutschland« verband, war die durch globale meteorologische, politisch-ideologische und wirtschaftliche Faktoren eingeleitete Bedrohung des alltäglichen und öffentlichen Lebens mit der Angst vor dem Zusammenbruch von Kommunikation, Transport, Versorgung und Sicherheit. Während die Folgen dieser Bedrohungen potentiell jeden treffen konnten, lag deren Kontrolle weitgehend außerhalb der Einflussmöglichkeiten der einzelnen Bürger. Kurz nach der Atomreaktorkatastrophe im sowjetischen Tschernobyl erklärt der Soziologe Ulrich Beck

¹ Der Aufsatz berücksichtigt vor allem eine ehemals westdeutsche Perspektive; die getroffenen Aussagen gelten nur zum Teil für die ehemalige DDR. Ich bedanke mich bei Gaby und Andreas Hartel, Werner Linster und Uli Weis für eine initiale Diskussion.

² Jan Boger, *Alles über Survival. Der große Überlebens-Digest*, Stuttgart 1985, S. 7.

im Vorwort zu seinem Buch *Risikogesellschaft* die gesamte Menschheit zu einer einzigen Risikogruppe:

»Alles Leid, alle Not, alle Gewalt, die Menschen Menschen zugefügt haben, kannte bisher die Kategorie der ›anderen‹ – Juden, Schwarze, Frauen, Asylanten, Dissidenten, Kommunisten usw. Es gab Zäune, Lager, Stadtteile, Militärblöcke einerseits, andererseits die eigenen vier Wände – reale und symbolische Grenzen, hinter die die scheinbar Nichtbetroffenen sich zurückziehen konnten. Dies alles gibt es weiter und gibt es seit Tschernobyl nicht mehr. Es ist das Ende der ›anderen‹ [...] Not läßt sich ausgrenzen, die Gefahren des Atomzeitalters nicht mehr. Darin liegt ihre neuartige kulturelle und politische Kraft. Ihre Gewalt ist die Gewalt der Gefahr, die alle Schutzzonen und Differenzierungen der Moderne aufhebt.«³

Der Rückzug ins Private oder in die eigene Status- oder Schicksalsbestimmung durch Leistung ist in der Risikogesellschaft keine Hilfe mehr, denn das neue »Gefährdungsschicksal«⁴ der Moderne kennt nach Beck weder Klassen- oder Staatsgrenzen noch die Grenze zwischen daheim und draußen.

Diese modernen Bedrohungen werden als extrem vielfältig und diffus erlebt, wie Harald Kruse im Vorwort seines Buches *Überlebenstechnik. Lexikon für das Überleben in Wildnis und Zivilisation* von 1986 bestätigt:

»Jeder, der in der freien Natur einem Hobby nachgeht, jeder, der ein Auto, einen Bus, eine Bahn, ein Flugzeug, ein Schiff besteigt oder zu Fuß bzw. per Zweirad unterwegs ist, kann unerwartet in eine gefährliche Situation geraten und sollte deshalb mit grundlegenden Überlebenstechniken vertraut sein. Auch und gerade unser Alltag steckt voller Gefahren, die uns bedrohen, im Extremfall unser Leben fordern. Selbst in der Wohnung, im eigenen Haus sind wir nicht sicher. [...] Der Überlebenskampf beginnt spätestens vor der Haustür.«⁵

Im Folgenden möchte ich Aspekte der Dynamik des Überlebensbegriffs anhand der Untersuchung einiger kultureller Stränge verfolgen, die sich in der westdeutschen Survival-Bewegung der 1980er Jahre kreuzen. Da es keine umfassende Darstellung und auch keine akademische Literatur zum Thema gibt, möchte ich vor allem einen ersten Versuch der Eingrenzung und Lesart der Survival-Bewegung vorschlagen und untersuchen, welcher Überlebensbegriff hier zum Tragen kommt.

Die Kunst zu reisen

Zu den frühesten Quellen, in denen das Wissen um ein Leben außerhalb der Grenzen der (westlichen) Zivilisation gesammelt ist, gehören die Reisehandbücher des 19. Jahrhunderts. Gemeint sind damit aber nicht jene neuen, faktenorientierten Reise-

führer, mit denen sich Karl Baedeker seit 1832 und John Murray seit 1836 an eine wachsende Menge bürgerlicher Touristen wandten.⁶ Hier findet man höchstens Hinweise darauf, wie die Reise angenehmer gestaltet werden konnte – ums Überleben ging es erst in Handbüchern, die für »alle, die sich auch mal durchschlagen müssen«, geschrieben waren: »Reisende, Missionare, Emigranten oder Soldaten«,⁷ – man möchte noch Forschungs- und Entdeckungsreisende hinzufügen. 1855 erschien erstmals das Buch *The Art of Travel; or, Shifts and Contrivances Available in Wild Countries* des Naturforschers, Schriftstellers und späteren Begründers der Eugenik Francis Galton, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr populär war. 1893 erlebte es seine achte Auflage und ist noch heute in Nachdrucken erhältlich.⁸

Tatsächlich ist *The Art of Travel* kein Reiseführer, denn es beschreibt nicht die Sehenswürdigkeiten eines bestimmten Landes oder einer Region, sondern allgemeine Verhaltensweisen, die in der unerschlossenen Wildnis und im Gelände fernab von befestigten Wegen und Gasthausrouten nützlich sind, um nicht den Gefahren der Reise zu erliegen. Das Buch richtet sich nicht an urlaubsreisende Touristen, sondern an Berufsreisende, die es aus Abenteuerlust, Wissensdurst oder kommerziellen Interessen in die ›wilden Länder‹ zog, auf die Galton im Untertitel verweist. Konsequenterweise widmet sich das Buch zu allererst dem Aufspüren von Wasser: »Da der Forscher täglich Wasser für sich und seine Karawane aufspüren muss, ist es nur richtig, dieses Buch mit der Beschreibung derjenigen Anzeichen zu beginnen, die ihn in seiner Suche leiten sollten.«⁹ Die darauf folgenden Informationen habe Galton »systematisch geordnet«, um das Buch zu »einem praktischen Nachschlagewerk« für den Aufenthalt in Busch, Wüste, Prärie, Küste und Dschungel zu machen.¹⁰ So zielen die ersten Kapitel auf die Deckung der primären Bedürfnisse des Reisenden – nach der Beschaffung von Wasser sind dies das Anfachen und Ausnutzen von Feuer, der Aufbau von Unterschlüpfen und das Identifizieren und Zubereiten von Nahrung – um dann komplexere Techniken wie Holz-, Metall- und Lederverarbeitung, Fallenstellerei oder die Wahl und Wartung von Transportmitteln zu behandeln, die bei weniger akuten Notfällen und längeren Aufenthalten im Freien wichtig werden. Am Ende des Buches finden sich noch Empfehlungen, welche Gegenstände sich als Geschenke, Tauschartikel und Bezahlung in fremden Ländern und Kulturen am besten eignen.¹¹

Anhand des ersten Kapitels, in dem es um die Wasserbeschaffung geht,¹² lässt sich beispielhaft analysieren, welche Art von Wissen Galton sich zu Nutze macht.

6 James Buzzard, »The Grand Tour and After (1660-1840)«, in: *The Cambridge Companion to Travel Writing*, Cambridge 2002, S. 48-50; *Baedekers Reisehandbücher: 1832-1990*, mit einer Verlagsgeschichte von Alex W. Hinrichsen (S. 11-87), BERN 1991.

7 Francis Galton, *The Art of Travel; or, Shifts and Contrivances Available in Wild Countries* (1855), London 1856, S. iii. Sämtliche Übersetzungen aus dem Englischen v. U.K.

8 Bis zur 5. Auflage 1872 wurde es immer wieder neu bearbeitet; Neuausgabe der 5. Edition z. B. Phoenix Press, London 2001.

9 Galton, *The Art of Travel* (Anm. 7), S. 1.

10 Ebd., S. iiiif.

11 Ebd., S. 228.

12 Ebd., S. 1-21.

3 Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne* (1986), Frankfurt am Main 1996, S. 7; Hvh. i. Orig.

4 Ebd., S. 8, 53f.

5 Harald Kruse, *Überlebenstechnik. Lexikon für das Überleben in Wildnis und Zivilisation*, Stuttgart 1986, S. 7.

Im Unterkapitel »Wo man nach Wasser suchen sollte« widmet er sich der geologischen Beschaffenheit der Umgebung, aus der sich praktische Ratschläge ableiten lassen: zum Beispiel, dass es in den Bergen mehr Wasser gibt als in der Ebene oder man nach Regen in Bodenlöchern und unter großen Steinen suchen sollte. Sollte der Reisende sich in der trockenen Ebene befinden, muss er nach feuchten Erdstellen suchen und dort einen Brunnen graben (die besten Techniken dazu sind auf den Seiten 9-11 beschrieben). Kann er keine finden, suche er nach Stellen, »wo Vögel und wilde Tiere frische Kratzspuren hinterlassen haben oder wo Mückenschwärme tanzen«. Zum Auffinden von Quellen solle man auch die Hunde nutzen, die darin sehr geschickt seien; auf Rinder solle man sich lieber nicht verlassen, sie seien in dieser Hinsicht etwas »beschränkt«. Wenn keine Wasserstelle auffindig zu machen ist, sollte man Tauwasser nutzen: »Die an der Küste lebenden Australier gehen mit einem Büschel Gras in den Busch und streifen damit Tautropfen von den Blättern, um sie auf einem Rindenstück zu sammeln. [...] Kapitän Eyre benutzte dafür einen Schwamm und rettete so offenbar sein Leben.«¹³

Galton verweist auf diesen wenigen Seiten auf eine Fülle von Techniken, derer sich der Reisende zum Überleben bedienen kann: einfache physikalische Kenntnisse, genaue Beobachtung seiner Umgebung auf Rückstände und Spuren, wache Instinkte, Beobachtung der indigenen Bevölkerung und Auswertung der Berichte anderer Reisender. Damit erarbeitet er einen Katalog von Techniken, auf die sich auch das Survival-Training mehr als ein Jahrhundert später stützen sollte.¹⁴ Die Worte »to survive« oder »survival« tauchen jedoch in Galtons Beschreibungen an keiner Stelle auf, auch nicht in dem Abschnitt, der vom Verhalten im Falle des Todes eines Expeditionsteilnehmers handelt¹⁵: »Wenn ein Mitglied der Gruppe stirbt, schreibe einen detaillierten Bericht der Umstände und lass ihn von den anderen bestätigen, besonders wenn ein Unfall die Todesursache war.«¹⁶ Wollte man einen Sterbenden zurücklassen, müsse die Gruppe dem zustimmen; persönliche Gegenstände eines Toten möge man versteigern und den Erlös der Witwe zukommen lassen. Wie der Expeditionsleiter, an den Galtons Anweisungen gerichtet sind, mit einer möglichen Erschütterung der überlebenden Reisenden umgehen sollte, bleibt unerwähnt. Der Tod ist offenbar lediglich ein Teil der Reise, den es korrekt zu verwalten gilt; eine psychologische Komponente des Überlebens gibt es hier noch nicht.

An einigen Stellen kontrastiert Galton das Leben der Reisenden dem Dasein der heimatischen Zivilisation, wie in dem Kapitel »Persönliche Reinlichkeit«:

13 Ebd., S. 4. Edward John Eyre machte 1840-41 eine entbehrungsreiche Entdeckungsreise in Südaustralien, vgl. ders., *Journal of Expeditions of Discovery Into Central Australia and Overland From Adelaide to King George's Sound in the Years 1840-1*, London 1845, S. 361.

14 Rüdiger Nehberg zitiert z. B. immer wieder indigene Techniken und das Beachten der Instinkte als Voraussetzung für das Survival; Rüdiger Nehberg, *Survival – Die Kunst zu überleben*, Hamburg 1981, z. B. S. 14-16; vgl. auch Boger, *Alles über Survival* (Anm. 2), bes. S. 9-13; und Nehberg, *Survival-Lexikon*, München, Zürich 1998.

15 Galton, *The Art of Travel* (Anm. 7), S. 83-84.

16 Ebd., S. 83.

»Obwohl es nicht angenehm ist, es zuzugeben, kann man die Tatsache nicht leugnen, daß Dreck und Fett der Haut guten Schutz bieten. [...] In Europa leben wir in einem seltsam künstlichen Zustand, bei dem unser ganzer Körper in viele Lagen Kleidung gehüllt ist, außer unserer Hände und dem Gesicht, wobei die ersteren noch häufig in Handschuhen stecken. Wir können es uns leisten, uns zu waschen – der Nackte kann es nicht.«¹⁷

Mag der viktorianische Gentleman es auch nicht gern aussprechen: Nach der Erfahrung einer entbehrungsreichen Reise treten die Zwänge der industrialisierten Gesellschaft besonders deutlich hervor. So ermutigt Galton den Reisenden, sich auf den Fortschritt seiner Reise zu konzentrieren: »freue dich nicht so sehr auf ihr Ende. Die Rückkehr in die Zivilisation sollte man weniger als ein Ende der Entbehrung und einen sicheren Hafen denn als ein Vorkommnis sehen, das es zu bebauern gilt, als das Ende einer abenteuerlichen und schönen Zeit.«¹⁸

Hier deuten sich schon einige Elemente an, die ein Jahrhundert später in der Überlebensbewegung zentral werden: Zivilisationskritik, Abenteuer, Lust am Erleben, Leben »im Einklang« mit der Natur, den Tieren und den Naturvölkern. Die Sicherheit, die die Zivilisation bietet, schafft nicht nur Entbehrung und Nöte ab, sondern wirkt sich auch gegen ein lustvolles Erleben der eigenen Lebenskraft aus.

Galton hatte die Erfahrungen, die er in Reiseberichten und in jenem Handbuch versammelt hat, zu großen Teilen selbst gemacht: 1845 und 1846 bereiste er als unabhängiger Gentleman Ägypten, den Sudan und den Nahen Osten, von 1850 bis 1851 begleitete er eine schwedische Forschungsexpedition durch Südwestafrika. Generell produzierten die kolonialen und imperialen Bestrebungen Großbritanniens einen Kontext, in dem es gesellschaftlich akzeptabel, sogar ehrenhaft wurde, sich jenseits der wohlgeordneten »zivilisierten« Verhältnisse »durchzuschlagen«. Da mit zunehmender Ausdehnung des britischen Empires nach Afrika, auf den indischen Subkontinent und nach Zentralasien auch der Bedarf an Verwaltern, Landvermessern, Geschäftsführern, Zwischenhändlern und Handwerkern wuchs, vergrößerte sich der Adressatenkreis für Überlebenswissen stetig.

Zivilisationsaskese und Lebensreform

Im Zuge der Ausdehnung des britischen Weltreichs gelangte auch der Kavallerieoffizier Robert Baden-Powell in die Fremde – erst nach Indien, dann nach Afrika.¹⁹ Seine Einsätze überzeugten ihn von der militärischen Bedeutung nicht nur des

17 Ebd., S. 61.

18 Ebd., S. 79f.

19 Walter Hansen, *Der Wolf der nie schläft. Das abenteuerliche Leben des Lord Robert Baden-Powell*, Neuss 1995; Silvie Zett, *Pfadfinden. Historischer Rückblick, aktuelle Situation und erlebnispädagogische Relevanz [...]*, Schriften, Studien, Dokumente zur Erlebnispädagogik, Bd. 20, Lüneburg 2004, S. 28-43; Hans E. Gerr, *Baden-Powells Entwurf einer Erziehung durch Scouting. Einflüsse und Entwicklungstendenzen*, Diss. Phil. Fak. III, Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg 1981, S. 13-38.

Kundschaftens (*scouting*), sondern auch des selbstverantwortlichen Handelns der Soldaten im Gegensatz zum sonst üblichen Befehlsgehorsam. Außerdem erlebte er die Belastbarkeit und Zuverlässigkeit von jungen Menschen, die ihn im Burenkrieg bei der Verteidigung der Stadt Mafeking unterstützten. Aus diesen Erfahrungen und seiner großen Leidenschaft für die Natur entwickelte er ein Erziehungskonzept für Kinder und Jugendliche, das als die ›Pfadfindermethode‹ bekannt und fast sofort auf der ganzen Welt verbreitet wurde.²⁰ Das erklärte Ziel war es, die Entwicklung von Jungen (und später auch Mädchen) zu eigenständigen, selbstbewussten und hilfsbereiten Menschen und Staatsbürgern zu unterstützen.²¹

Wesentliche Elemente dieser Methode waren der Aufenthalt und die Aktivitäten in der freien Natur, wie *Scouting for Boys*, das noch heute aufgelegte Handbuch für die Pfadfinder und deren Erzieher, deutlich macht. Am Beginn des Buches wird unter der Überschrift »Was Pfadfinder machen« zuerst das »Leben im Freien« behandelt:

»Das Lagerleben ist der Teil im Leben des Pfadfinders, der am meisten Freude macht. In Gottes freier Natur zu leben, zwischen den Hügeln und Bäumen, den Vögeln und Tieren, der See und den Flüssen – das ist Leben im Einklang mit der Natur. [...] [Es] sorgt für Gesundheit und Glück wie man sie niemals zwischen all dem Backstein und Rauch der Stadt erleben kann.«²²

»Backstein und Rauch« waren natürlich Chiffren für die beklemmenden städtischen Mietskasernen und die Schlotte ununterbrochen produzierender Fabriken – denen Baden-Powell die Natur als heilsamen Zufluchtsort entgegensetzte. Die industrialisierte Gesellschaft mit ihrer »überzivilisierten« Lebensweise brachte nach Baden-Powells Ansicht nicht nur körperliche Verweichlichung, sondern auch moralischen Verfall und schließlich das Ende der Nation hervor: »Überzivilisation mit ihren U-Bahnen und Taxis und Kinos und Versicherungen verursacht eine moralische und physische Schläftheit, die die Menschen zu einer Nation von Zuschauern macht; und die Geschichte lehrt, wenn dieser Zustand erreicht ist, ist das Ende der Nation nicht weit.«²³

Außerdem verschütete die Hochzivilisation wesentliche Anlagen des Menschen und hinderte ihn daran, ein seiner Art gemäßes, ›natürliches‹ Leben zu führen. Der Aufenthalt in der Natur sollte ein Prophylaktikum und Korrektiv für solche Zivilisationsschäden sein. Die Gemeinschaft sollte unter bewusstem Verzicht auf zivilisatorischen Komfort mit einem Minimum an Ausrüstung und unter Ausnutzung von naturgegebenen Mitteln in Zeltlagern leben und einfache Mahlzeiten am selbstgebauten Lagerfeuer zubereiten.

Nicht nur das Leben in, auch die Beschäftigung mit der Natur sollte für die Entwicklung der Jugendlichen förderlich sein. So trug Baden-Powells Handbuch spätestens seit der 12. Ausgabe 1926 auch den Untertitel *A Handbook for Instruction in Good Citizenship Through Woodcraft*. »Woodcraft«, vielleicht am besten mit ›Fähigkeit, im Wald zu leben‹ oder ›Waldläufertum‹ übersetzt, umschrieb Baden-Powell als »das Wissen von den Tieren und der Natur«.²⁴ Um diese Sensibilität gegenüber der Natur zu trainieren, gehörten scoutistische Übungen und Geländespiele, die an typischen Aufklärungs- und Versorgungsaufgaben aus Baden-Powells Militärzeit orientiert waren, ganz wesentlich zu seinem Erziehungskonzept – auch wenn er selbst damit keine konkret vormilitärische Ausbildung anstrebte.²⁵ Neben dem Erlernen praktischer Fähigkeiten wie Naturbeobachtung, Fährtenlesen und Spurendeuten sollten auch Werthaltungen wie Sparsamkeit, Ritterlichkeit sowie Verantwortungs- und Gesundheitsbewusstsein entwickelt werden.

Wie schon bei Galton fällt auch bei Baden-Powell auf, dass er den Begriff *survival*, den wir heute mit seinem Konzept und seinen Lehren verbinden würden, nicht benutzt. Dem Sprachgebrauch seiner Zeit folgend, ging es ihm um den »Verfall [*deterioration*] unserer Rasse«²⁶ beziehungsweise darum, diesen Verfall aufzuhalten. Nur eine Ausbildung zum Pfadfinder konnte durch Zivilisationsaskese, ein naturverbundenes Leben, Leibesübungen und die Verinnerlichung der Pfadfinderideale in seinen Augen das physische und moralische Überleben der Nation sichern. Das konkrete Überleben des Individuums in einer Gefahrensituation, auf das die spätere Survival-Bewegung ausgerichtet ist, war damit nur indirekt einbezogen, denn es gab im Alltag der frühen Pfadfinder oder ›Friedens-Scouts‹ – im Gegensatz zu dem der Jungen von Mafeking – vorerst keine lebensbedrohlichen Situationen. Und doch versammelt Baden-Powells Pfadfinderhandbuch mit seinen vielen Überarbeitungen und Adaptionen für andere Länder genau jenes Wissen

20 Zett, *Pfadfinden* (Anm. 19), bes. S. 28-43; Gerr, *Baden-Powells Entwurf einer Erziehung* (Anm. 19), S. 113-160.

21 »I merely offer this scheme [...] for helping in the vital work of developing good citizenship in our rising generation.« Robert Baden-Powell, *Scouting for Boys. A Handbook for Instruction in Good Citizenship*, London 1908, S. 320. Diese erste Ausgabe wird hier nach der Neuauflage Oxford 2005 zitiert: Robert Baden-Powell, *Scouting for Boys. A Handbook for Instruction in Good Citizenship. The Original 1908 Edition*, Oxford 2005, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Elleke Boehmer. Baden-Powell arbeitete den Text bis zur 10. Ausgabe 1922 immer wieder um, S. xlv. Für eine kritische Einschätzung des Textes siehe u. a. die Einleitung von E. Boehmer.

22 Robert Baden-Powell, *Scouting for Boys. A Handbook for Instruction in Good Citizenship Through Woodcraft*, o.O., o.J. [1951], *Campfire Yarn No. 2*, S. 18.

23 Robert Baden-Powell, *Workers and Shirkers*, London 1911, S. 9. Vgl. auch Gerr, *Baden-Powells Entwurf einer Erziehung* (Anm. 19), bes. S. 81-83. Siehe auch besonders Baden-Powell, *Scouting for Boys* (Anm. 21), S. 184f.

24 Baden-Powell, *Scouting for Boys* (1908) (Anm. 21), Kap. III, S. 97.

25 Baden-Powell, *Scouting for Boys* (1951) (Anm. 22), S. 2. Konkrete Vorschläge für Geländespiele und Übungen finden sich in jedem Kapitel von *Scouting for Boys*. Tatsächlich war eine der ursprünglichen Absichten Baden-Powells, ein mögliches Leben der jungen Menschen als Pioniere und Kolonisten vorzubereiten. In einem ersten Manuskript zu *Scouting for Boys* von 1907 heißt es: »Ziel: existierenden Organisationen zu helfen, die heranwachsende Generation ohne Ansehen der Klasse oder des Glaubens zu guten Bürgern und fähigen Kolonisten zu machen.« Manuskript abgedruckt in: W. Hillcourt/O. Baden-Powell, *Baden-Powell – The Two Lives of a Hero*, London 1964, hier S. 258.

26 »[D]eterioration of our race«; Baden-Powell, *Scouting for Boys* (Anm. 21), S. 184; Boehmer, »Einleitung«, in: ebd., S. xix-xxi.

vom individuellen Leben und Überleben in der Natur, das später die Survival-Handbücher füllen wird.²⁷

In Deutschland stieß die Pfadfinderidee auf eine Reihe bereits vorhandener reformpädagogischer und lebensreformerischer Strömungen. Die wichtigste unter ihnen war die Wandervogel-Bewegung, die, als um 1910 die ersten deutschen Pfadfindergruppen entstanden, schon in mehrere Gruppierungen zersplittert war. 1896 in Berlin-Steglitz als ein Zusammenschluss von Schülern um den Studenten Herrmann Hoffmann begründet, war ihr Ziel das gemeinschaftliche, außerschulische Wandern aus Bewegungs-, Freiheits- und Abenteuerdrang. Mit der Institutionalisierung 1901 unter dem ehemaligen Steglitzer Schüler Karl Fischer, einem ›Wandervogel‹ der ersten Stunde, kam es zu einer zunehmenden Stilisierung: Basierend auf dem romantischen Ideal der mittelalterlichen fahrenden Schüler und Handwerksburschen entwickelte sich ein ›Wandervogel-Habitus‹ mit einer speziellen ›Kluft‹, eigenem Jargon und Riten. Die fortschreitende Hierarchisierung der Mitglieder und die Ausrichtung der Bewegung auf Karl Fischer als ihrem Leiter führte schon 1904 zu einem Zerwürfnis, in dessen Folge sich neue Spielarten von Wandervogel-Vereinen bildeten, die sich im nächsten Jahrzehnt mit anderen Jugendverbänden und den Pfadfindergruppen vermischten.²⁸

Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts waren als Reaktion auf die fortschreitende Industrialisierung und Verstädterung etliche solcher Jugendbewegungen mit romantischen Idealen von Freiheit und Natur entstanden, die neue, ›natürliche‹ Lebensarten entwickeln wollten.²⁹ Anders als das Pfadfindertum hatte dieses Streben nach ›Erneuerung‹ des Menschen außerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Konventionen und fernab der Errungenschaften der Zivilisation keine militärischen oder explorativen Wurzeln, sondern richtete sich gegen die bürgerliche Moral und »einen seelenlosen Materialismus, die Erbschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts.«³⁰ Im Vordergrund stand das Individuum, das sich mit seiner Gesinnungsgemeinschaft aus dem Staat zurückziehen und autark leben wollte – eine Überlebensstrategie war auch diese Lebensform lediglich im gesellschaftlichen Sinne; zwar entwickelte und praktizierte man hier auch neue Überlebenstechniken für das Individuum, vor allem die Körperkultur und Naturheilkunde, doch sah man das individuelle Überleben nicht generell als von Zerstörung bedroht, son-

dern hauptsächlich als durch Industrialisierung und Verstädterung korrumpiert an.³¹

Die Konzentration auf Zivilisationsverzicht und Naturliebe half den Wandervogeln und Pfadfindern in der akuten Krisensituation des Ersten Weltkrieges nicht: Belebt von einem den Jugendbewegungen inhärenten Patriotismus kamen sie zu Tausenden in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges um, weil sie den Gefahren dieses mit großkalibriger Artillerie und Giftgas geführten modernen Krieges nicht gewachsen waren.

Militärische Ausbildung

Wie Baden-Powells Beispiel zeigt, gehört das Beherrschen von Überlebenstechniken schon lange in das Ressort des Militärs. Wissenschaftlich entwickelt und für die Vermittlung an Soldaten systematisch aufbereitet wurde es aber erst Anfang des 20. Jahrhunderts.³² Für Piloten waren diese Techniken seit dem Ersten Weltkrieg besonders relevant, denn mit der Zunahme militärischer Flüge wurde es immer wahrscheinlicher, dass sie einen Absturz meistern, sich im Feindesland zurechtfinden und zu ihren Leuten zurückfinden mussten. In den 1940er Jahren bildete die US-Armee einen speziellen Rang aus, der nur für die Wartung der Überlebensausrüstung von Flugpersonal zuständig war.³³

Spätestens seit Gründung des britischen Special Air Service (SAS) als Aufklärungs- und Sabotagetruppe für den Nordafrika-Krieg im Jahr 1941³⁴ wurde das Operieren hinter feindlichen Linien mit einem Minimum an Ausrüstung zu einer bewussten Militärtaktik. Nach dem Zweiten Weltkrieg bildeten vor allem die britische und die US-amerikanische Armee Einsatzkommandos für operative Spezialaufgaben, die dann anhand ihrer Erfahrungen direkt auf das soldatische Überleben ausgerichtete Trainingskurse und -handbücher entwickelten. Von der U.S. Air Force stammt zum Beispiel das am Ende des Koreakrieges 1953 eingeführte sogenannte SERE-Programm, das während des Vietnamkrieges auch auf Infanterie- und Marinesoldaten ausgeweitet wurde;³⁵ SERE steht dabei als Abkürzung für

27 Boger, *Alles über Survival* (Anm. 2), S. 14, z. B. empfiehlt die Pfadfinderhandbücher als Quellen für das Survival-Training.

28 Zur Geschichte der Wandervogel-Bewegung siehe z. B. Hans Blüher, *Wandervogel – Geschichte einer Jugendbewegung*, Berlin 1912; Werner Kindt (Hg.), *Dokumentation der Jugendbewegung*, Bd. 2: *Die Wandervogelzeit – Quellenschriften zur deutschen Jugendbewegung 1896 bis 1919*, Düsseldorf 1968; Sabine Weißler (Hg.), *Fokus Wandervogel – Der Wandervogel in seinen Beziehungen zu den Reformbewegungen vor dem Ersten Weltkrieg*, Marburg 2001.

29 Dazu gehörten neben dem Wandervogel z. B. auch der Christliche Verein Junger Menschen, die Freikörperkultur-Bewegung und die Arbeiterjugendbewegung, siehe Diethart Kerbs/Jürgen Reulecke (Hg.), *Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1933*, Wuppertal 1998; Ulrich Linse, »Das ›natürliche‹ Leben. Die Lebensreform«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Die Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000*, Wien 1998, S. 435-456.

30 Rüdiger Safranski, *Romanistik. Eine deutsche Affäre*, München 2007, S. 303.

31 *Der Neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts*, Ausst.-Kat. Deutsches Hygiene-Museum, hg. v. Nicola Lepp/Martin Roth/Joseph Vogel, Dresden 1999, bes. S. 142-173.

32 Boger, *Alles über Survival* (Anm. 2), S. 13-16.

33 ›Parachute riggers‹ (zu deutsch in etwa: ›Fallschirm-Monteur‹) wurden bei der Army, Airforce und Navy ausgebildet. Im U.S. Navy und Marine Corps wurde der 1942 geschaffene Rang des PR in den 1960er Jahren in ›aircrew survival equipmentman‹ umbenannt, URL: http://en.wikipedia.org/wiki/Parachute_rigger, Zugriff am 25. Oktober 2010.

34 Zur Geschichte der SAS siehe Philip Warner, *The Special Air Service*, London 1981; Gavin Mortimer, *Stirling's Men. The Inside History of the SAS in World War II*, London 2004.

35 Vgl. Jane Mayer, »The Experiment. The military trains people to withstand interrogation. Are those methods being misused at Guantánamo?«, in: *The New Yorker*, 11. Juli 2005, S. 60-71, oder URL: http://en.wikipedia.org/wiki/Survival,_Evasion,_Resistance_and_Escape, Zugriff am 25. Oktober 2010.

»Survival, Evasion, Resistance and Escape« und ist wahrscheinlich das erste offizielle Auftreten des Wortes »survival« im Sinne einer trainierbaren Überlebenstechnik.

Die Ausbildung dieser Spezial- oder Kommandoeinheiten zielte nicht allein auf das Überleben unter widrigen Umständen, sondern auch auf das richtige Verhalten in der Kampfsituation: »der [Survivaltraining-]Schüler sollte in die Lage versetzt werden, allein oder in der kleinen Gruppe aus der Natur zu leben, feindlichen Suchtrupps und Jagdkommandos zu entgehen, seine Aufgaben durchzuführen und sich zu den eigenen Truppen durchzuschlagen.«³⁶ So umfassten die Kurse nicht nur die traditionellen Elemente wie das Erkennen von essbaren Pflanzen und Pilzen oder das Unterschlupfbauen, sondern auch Flucht- und Foltertraining. Anders als in den Reformbewegungen um 1900 ist das militärische Überlebenstraining nicht nur auf den Rückzug und die Integration in den möglicherweise unwirtlichen Lebensraum Natur ausgerichtet, sondern auch auf das Überleben in einer feindlich gesinnten menschlichen Gesellschaft.

Wenn der spätere »Star« der deutschen Survival-Bewegung, Rüdiger Nehberg, angibt, sein erstes »Survival-Training« im Jahr 1968 gemacht zu haben,³⁷ hat er wahrscheinlich eine Variante eines solchen militärischen Trainings absolviert. Als Quellenmaterial für seine Bücher gibt er notwendigerweise Literatur militärischen Ursprungs an, vor allem die *Survival Manuals* der US-amerikanischen Streitkräfte und die für ein ziviles Publikum geschriebene »Überlebensfibel«³⁸ des Bundeswehrobersts Heinz Volz von 1974. Dabei fällt auf, dass Volz für seine Publikation nicht etwa den später populären Begriff »Survival« benutzt, sondern das Wort »Überleben«, eine direkte Übersetzung aus dem Englischen. Tatsächlich gelangt das Wort *survival* über den militärischen Sprachgebrauch erst einmal als »Überleben« nach Deutschland und dort in ein ziviles Umfeld; hier wird es dann wieder in »Survival« zurückübersetzt.

Die Kunst zu überleben

Der Begriff »Survival« im Sinne einer trainierbaren Überlebenstechnik ist im Westdeutschland der 1980er Jahre vor allem mit der Person des Hamburger Konditormeisters Rüdiger Nehberg verknüpft, der behauptet, die Thematik und das Wort in Deutschland eingeführt zu haben.³⁹ Während seiner Abenteuerreisen in den 1960er Jahren kam er mit dem *survival*-Wissen des Militärs in Kontakt – eine »Lebenswende«, wie er in seiner etwas krude formulierten Autobiografie schreibt:

»Ich spürte sofort, dass Survival immer genau das gewesen ist, was ich unbewusst auf den Reisen vermisst hatte. Das Unbekannte, welches mich zwang, im Bannkreis der Zivilisation zu reisen, fixiert auf Straßen. [...] Survival ermöglicht mir, autark zu werden, Wüsten, Urwald und Meere zu durchqueren. Oft allein und ohne jede Ausrüstung. Als Minimalist.«⁴⁰

Fortan sammelte er Überlebenstricks für seine abenteuerlichen Fernreisen und fasste sie 1981 in seinem Handbuch *Survival – Die Kunst zu überleben* zusammen. Mit Nehberg bekommt das Überleben nicht nur ein neues Label, sondern auch einen neuen Sinn: Die Übernahme des englischen Wortes *survival* im Jahr 1980 und seine Etablierung als Anglizismus⁴¹ markiert die Wende von der fremdsprachigen Bezeichnung einer militärischen Praxis zum eingedeutschten Ausdruck für eine Freizeitaktivität. Verbunden ist das zivile mit dem militärischen Survival durch ein überwiegend identisches, systematisches handwerkliches und körperliches Training, Geländekenntnis und Risikobewusstsein, sowie die Maxime des Ausrüstungsminimalismus. Während aber für den Soldaten jeder Einsatztag den tödlichen Ernstfall bringen kann, ist die Anwendung der Survivaltechniken im zivilen Alltag die Ausnahme – hier geht es vor allem um die unverbindliche Antizipation einer Gefahrensituation, um die Vorbereitung für den Ernstfall.

War das Thema »Überleben« vor 1980 also vor allem für ein Spezialpublikum von Soldaten, Abenteurern und Globetrottern relevant, trug Nehberg es 1981 als »Survival« in Form einer ZDF-Dokumentation, die ihn auf einem 1.000 Kilometer langen Fußmarsch von Hamburg nach Oberstdorf zeigte, endgültig in die deutschen Heime. Durch selbstaufgelegte Beschränkungen bringt er sich bewusst in Extremsituationen: Seine Ausrüstung besteht nur aus Turnschuhen, »einer Armbanduhr, einer Pudelmütze, einem Overall und einem Flintstein«, verzehrt werden darf ausschließlich das, »was sich herrenlos am Wegesrand findet« – elf Millionen Zuschauer sahen zu, wie er überfahrene Tiere von der Straße schabte und verspeiste.⁴²

Mit dem Medienrummel um Nehbergs spektakulären Survival-Marsch erreichte das Thema eine enorme Breitenwirkung. Tatsächlich war er aber weder der erste noch der einzige, der sich für Überlebenstechniken interessierte: In Deutschland erschienen allein zwischen 1980 und 1985 mehr als zwei Dutzend verschiedene Bücher über Techniken des Überlebens,⁴³ die meisten davon Übersetzungen aus dem Amerikanischen und fast jedes zweite mit dem Wort »Survival« im Titel. Man kann also für das Ende der 1970er Jahre ein gesteigertes Interesse am Überstehen von Extremsituationen konstatieren.

36 Boger, *Alles über Survival* (Anm. 2), S. 14.

37 Rüdiger Nehberg, *Überleben ums Verrecken. Das Survival-Handbuch*, München 2002, S. 489.

38 Heinz Volz, *Überleben in Natur und Umwelt. Mit einfachen Mitteln Gefahren meistern, mit ABC-Teil und Ausbildungsplan*, Stuttgart 2003, 12. Aufl., S. 15.

39 Rüdiger Nehberg, *Die Autobiographie*, München 2007, S. 129.

40 Ebd., S. 115.

41 Siehe *Anglizismen-Wörterbuch. Der Einfluss des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945*, begr. v. Broder Carstensen, fortgef. v. Ulrich Busse, unter Mitarb. v. Regina Schmude, Bd. 3, Lemma »Survival«. Ich danke Jana Lubasch für den Hinweis auf diesen Titel.

42 Rainer Weber, »Du wirst glücklich sein«, in: *Der Spiegel*, 14. September 1981, S. 132-136; vgl. auch die DVD *Überleben mit Rüdiger Nehberg*, Teil 1: »Der Deutschland-Marsch«, 2006.

43 Im November 2009 fanden sich im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek 25 relevante Titel unter dem Schlagwort »Überleben«, Neuauflagen nicht mitgerechnet; für die Zeit zwischen 1960 und 1979 waren es nur fünf Titel.

Ein Grund für dieses Interesse liegt, neben den Bedrohungen des Kalten Krieges, in der neuen Sensibilität für die Natur und ihre Gefährdung. Wie schon die Jugend- und Reformbewegungen um 1900 suchte auch die Umweltbewegung seit den 1970er Jahren nach alternativen Lebensformen und Möglichkeiten für den Ausstieg aus der modernen Wachstumsdynamik. Teil davon war der Rückzug in die Natur, um dem Alltagsstress des modernen Stadtlebens zu entkommen. Boger sieht darin eine »neue Bewegung«, die Outdoor-Bewegung – tatsächlich scheint er hier jedoch eines zu übersehen: Die von ihm beschriebenen amerikanischen »Outdoor-sportler«⁴⁴ sind das genaue englischsprachige Äquivalent der deutschen Survival-Anhänger – das Wort »*survival*«, im anglo-amerikanischen Raum noch viel enger als in Deutschland mit Soziobiologie und Militär assoziiert, war für zivile naturnahe Aktivitäten hier offenbar so unbrauchbar, dass man lieber das Wort »*outdoor*« benutzte.

So gilt es für die Outdoor- als auch für die Survival-Bewegung, dass ihre »Anhänger nicht danach trachteten, einige Tage in den Bergen oder im Wald mit größtmöglichem Komfort zuzubringen, sondern dies mit dem geringsten Aufwand [...] durchzuführen, um das Gesamtbild der natürlichen Umgebung nicht zu sehr zu stören.«⁴⁵ Ihr Ziel ist es, in der Natur nicht als Fremdkörper aufzutreten, der seine gewohnte Umwelt so weit wie möglich mitbrachte, sondern sich als Teil in die Umgebung einzufügen. Minimalismus und Naturnähe, schon bei Baden-Powell die Maxime, sind auch die Ideale der Survival-Bewegung. Deren Philosophie schließt ebenso wie die der Outdoor-Anhänger »bewußt an die Erfahrungen der Indianer, Naturvölker und Pioniere an, deren Lebensweise als vorbildlich und im Einklang mit den natürlichen Gegebenheiten der jeweiligen Region betrachtet wird.«⁴⁶ Boger empfiehlt auch einen Besuch im lokalen Heimatmuseum zum Kennenlernen von vorindustriellen Handwerkstechniken.⁴⁷ Neben dem Wissen der Alten und der Naturvölker gibt es noch eine dritte, ganz einfache Wissensquelle für Survivalisten: die Instinkte. Die Survival-Techniken, schreibt Nehberg, »aktivieren in mir alte, verloren gegangene Instinkte und Fertigkeiten, die unsere Vorfahren noch besessen haben, die heute noch für jeden Ureinwohner eine Selbstverständlichkeit sind, und die jedem frei lebenden Tier ins Nest gelegt werden.«⁴⁸

Vergleichbare Auffassungen vertraten schon die *survival*-Experten der U.S. Army:

»In den Vereinigten Staaten stehen uns für unsere Bedürfnisse viele Hilfsmittel zur Verfügung. Viele davon können billig ersetzt werden, wenn sie kaputtgehen. Unsere Wegwerfkultur hat das Improvisieren überflüssig gemacht. Die fehlende Übung im

44 Boger, *Alles über Survival* (Anm. 2), S. 17.

45 Ebd., S. 17.

46 Ebd.

47 Ebd., S. 146f.

48 Nehberg, *Autobiographie* (Anm. 39), S. 115.

»Zurechtkommen« kann in einer Überlebenssituation zu einem gefährlichen Gegner werden.«⁴⁹

Mehr als alles andere wird so das »Zurechtkommen«, die Improvisation mit dem Gegebenen zur zentralen Fähigkeit der modernen Survival-Bewegung – Nehbergs *Survival-Lexikon* ist voll mit Anregungen, vom Feueranfachen mit einem trockenen Tampon bis zur Herstellung von Operationsbesteck aus Blechdosen.⁵⁰ Doch für Nehberg ist das Survival mehr als Handwerk: »Survival [...] heißt eigentlich nur »Überleben«. Im heutigen Sprachgebrauch [...] aber heißt es mehr: Die *Kunst* des Überlebens.«⁵¹

Neben der Kunstfertigkeit, die man mit Hilfe seines Handbuches erwerben kann, verleiht die ganz individuelle Improvisationsfähigkeit dem Überleben einen im weitesten Sinne ästhetischen Aspekt, den man aus den Regeln von Nehbergs Deutschland-Marsch herauslesen kann. Minimalismus wird zur, wenn auch manchmal unappetitlichen, Eleganz – eine Qualität jedoch, die der Survivalismus nur diesseits einer echten Notsituation entfalten kann.

Überleben als Abenteuer

Die Survival-Bewegung geht von der Nostalgie einer vermeintlich ganzheitlichen vormodernen Lebenswelt aus und sucht nach verschüttetem Wissen, setzt sich für die Erhaltung der bedrohten natürlichen Ressourcen und für nachhaltiges Handeln ein, verwendet aber unter anderem auch moderne Technik wie Armbanduhr, Rucksäcke mit Aluminiumtragegestell, Zelte aus synthetischen Stoffen und nutzt, wie Nehberg, die moderne Mediengesellschaft. Durch den freiwilligen, nicht-indizierten Verzicht auf modernen Komfort trainieren ihre Anhänger mit dem Wissen von gestern für die Krise von morgen. Im Survival findet so gesehen kein Nachleben, sondern ein Vorleben statt. Nehberg legte es gerade darauf an, die Vergangenheit in der Gegenwart bewusst zu reaktivieren, um den Bedrohungen der Zukunft zu begegnen. Damit könnte man das Survival im Gegensatz zum Trauma nicht als »Telescopage«⁵², sondern vielleicht eher als ein bewusstes Ineinanderschachteln der Zeitformen bezeichnen.

Survival-Training ist also vor allem die Vorbereitung auf eine antizipierte Katastrophe. Welcher Art aber diese Katastrophe ist, wird oft nur vage formuliert: Verkehrsunfall, Unwetter, Großfeuer – langfristige Gefährdungen durch Umweltzerstörung oder ABC-Waffen, in den 1980ern zwei vielbeschworene und sehr rea-

49 *U.S. Army Field Manual 3-05.70: Survival*, (ehemals FM 21-76), Fort Bragg (NC) 2002, S. 3; vgl. auch John Boswell, *US Armed Forces Survival Handbuch*, Stuttgart 2006, S. 9.

50 Nehberg, *Survival-Lexikon* (Anm. 14), z. B. S. 212, 277.

51 Nehberg, *Survival* (Anm. 14), S. 14, Hvh. i. Orig.

52 Vgl. Sigrid Weigel, »Telescopage im Unbewussten. Zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur«, in: Elisabeth Bronfen/Birgit Erdle/Sigrid Weigel (Hg.), *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, Köln 1999, S. 51-76.

listische Schreckensszenarien, bleiben auffällig unerwähnt.⁵³ Im Angesicht der drohenden Massenvernichtung konzentriert sich die Survival-Bewegung vor allem auf das übersichtlichere und kontrollierbarere Überleben des Individuums, welches sich eher allgemein auf den Zusammenbruch der zivilen Ordnung und einen möglichen Rückzug aus den Städten in die Wälder vorbereitet. Diese Konstellation vom Survival des Einzelnen im Gegensatz zum Überleben der Nation korrespondiert der von Beck in seiner Analyse der »Risikogesellschaft« konstatierten Individualisierung der modernen Industriegesellschaft.⁵⁴ Auf die konkreten Bedrohungsszenarien der 1980er Jahre erscheint die Survival-Bewegung, trotz ständiger Beteuerungen des Gegenteils, eine seltsam inkongruente Reaktion.

Hilfreich ist das Survival-Wissen jedoch auf Abenteuerreisen in unbekannte Gebiete und bei den extremeren Formen von Sportarten wie Klettern und Bergsteigen, die etwa gleichzeitig mit dem Survival an Popularität gewannen. Diese stellen Abenteuer im wahrsten Sinne einer risikoreichen Unternehmung dar, sind dabei aber eben nicht ›Überlebenskampf vor der Haustür‹, sondern bewusst herbeigeführte Gefahren- und Grenzsituationen. Wollte Nehberg anfangs durch Survival-Training seine Ängste relativieren und sein Selbstvertrauen für bevorstehende Reisen stärken, stachelten seine neu erworbenen Fähigkeiten seine Lust am Abenteuer zu immer neuen Selbstexperimenten an; er wollte nun austesten, wie lange man mit minimalen Hilfsmitteln auskommen vermag.⁵⁵ Das psychologische Erlebnis eines solchen Selbstversuches schildert er in seiner Autobiografie:

»Allein, völlig auf mich gestellt, verschmelze ich mit der Natur, nehme ihre Vielfalt ganz anders wahr. [...] Nie gibt es Langeweile. Man ist vollauf mit der Beobachtung der Umgebung beschäftigt, dem Vorankommen, dem Selbsterhalt. Nebensächlichkeiten, die man sonst keines Blickes würdigen würde, beanspruchen das Bewusstsein und machen dir klar, wie wichtig im genialen Kosmos selbst ein Mückenschiss ist.«⁵⁶

So mag für die Survival-Erfahrung auch gelten, was der Psychologe und Bergsteiger Ulrich Aufmuth sagt: »Die Wüste Berg zwingt uns moderne Menschen, sofern wir uns unter weitgehendem Verzicht auf die Hilfsmittel der Zivilisation in ihr aufhalten, ganz anders zu leben, als im alltäglichen Dasein. Die Tatsache dieses scharfen Bruches in der Lebensgestaltung hat wesentlich mit unserem Glück in den Bergen zu tun.«⁵⁷

53 Boger nennt die militanten *ultra-survivalists* (man bemerke, dass das Wort *survival* im Amerikanischen hier in Verbindung mit para-militärischen Gruppen auftaucht), die sich Ende der 1970er Jahre in den USA ausgebildet hatten. Sie antizipierten vor allem den Zusammenbruch der Energieversorgung und konzentrierten sich daher mehr als die spätere deutsche Bewegung auf das Anlegen von Vorräten und Bunkern sowie den Umgang mit Schusswaffen; Boger, *Alles über Survival* (Anm. 2), S. 19-21.

54 Beck, *Risikogesellschaft* (Anm. 3), bes. S. 205-219.

55 Nehberg, *Autobiographie* (Anm. 39), S. 126. So wanderte er unter anderem 1981 durch Deutschland, fuhr 1987 mit dem Tretboot über den Atlantik und ließ sich 2003 von einem Hubschrauber im brasilianischen Urwald aussetzen, um sich zu Fuß durch den Regenwald zur Zivilisation durchzuschlagen.

56 Ebd., S. 192.

57 Ulrich Aufmuth, *Zur Psychologie des Bergsteigens*, Frankfurt 1988, S. 15; Hvh. i. Orig.

Noch intensiver ist dieser Bruch für Extrembergsteiger, denen Aufmuth die »Todesnähe als Lebenselixier« und das Überleben als »Lebensverstärker« diagnostiziert.⁵⁸ Er sieht die Todesnähe als sinnschaffendes Moment ersten Ranges:

»Indem sich Extrembergsteiger im Gebirge ganz nahe und bewußt an der Todesgrenze bewegen, versehen sie ihre Existenz vorübergehend mit dem elementarsten Sinnmoment, das es überhaupt gibt: mit dem Sinn, das blanke leibliche Fortexistieren zu gewährleisten. Am Leben zu sein – das wird hier zur ganz bewußten und virtuellen Leistung.«⁵⁹

Der Tiroler Bergsteiger Reinhold Messner sieht in diesen Situationen genau wie Nehberg die Instinkte sein Leben übernehmen: »Der Überlebenstrieb, das Instinktive in uns mobilisiert alle Kräfte, den siebten Sinn. [...] Der Mensch verhält sich instinktiv richtig. Es gibt keine Zweifel mehr. Das Falsche ist aufgehoben.«⁶⁰ Im instinktiven Widerstand gegen den Tod werden Bergsteiger wie Abenteuerer in Georg Simmels Worten zu »Gegenwartswesen«; die Erfahrung der Extremsituation sei wie ein Kunstwerk zu begreifen, das in sich »irgendwie das ganze Leben zusammenfaßt und erschöpft.«⁶¹ Das Erlebnis der freiwillig durchlebten Hölle schweißst sie zusammen zu einer verschworenen Gemeinschaft, deren »Mitgliedschaft nicht gekauft oder erschwärt werden kann. Nur erlebt.«⁶² Das ›Überleben‹ des eigenen Todes im Abenteuer ist etwas Kunstvolles, Gemeinschaftsstiftendes, Intensivierendes und Vitalisierendes. Hier scheint das Survival noch einmal eine neue Qualität anzunehmen und zu einem ›Über-Leben‹ im Nietzscheschen Sinne eines extrem gesteigerten Erlebens zu werden. Auch wenn sich Reinhold Messner nach dem Tod seines Bruders Günther am Nanga Parbat schuldig fühlte, war es nicht die Überlebensschuld, die sein Leben danach dominierte. Im Gegenteil:

»In Todessituationen nicht umzukommen, ist das Entscheidende. Oder Gottfried Benn: Bergsteigen ist der Widerstand gegen den herausgeforderten Tod. Der Tod also muß eine Möglichkeit sein. Die Kunst des Bergsteigens ist der Widerstand dabei, das Überleben. Ich möchte ein Erlebnis wie am Nanga Parbat nie mehr ertragen müssen. [...] Aber ich kann auch nicht ohne Grenzerfahrung leben. Mein Krankheitsbild ist umrissen mit: Lebenslust durch Einsatz des Lebens.«⁶³

58 Ulrich Aufmuth, »Die Lust am Risiko«, in: *Berg '85. Alpenvereinsjahrbuch*, Bd. 109, 1985, S. 87-102, hier: 98.

59 Aufmuth, *Zur Psychologie des Bergsteigens* (Anm. 57), S. 126.

60 Reinhold Messner, *Mein Leben am Limit. Eine Autobiographie in Gesprächen mit Thomas Huetlin*, München 2004, S. 39.

61 Georg Simmel, »Das Abenteuer«, in: ders., *Philosophische Kultur*, Leipzig 1919, S. 7-24, hier 9. Vgl. auch Stefan Kaufmann, »Moderne Subjekte am Berg«, in: Ulrich Bröckling/Axel T. Paul/Stefan Kaufmann (Hg.), *Vernunft, Entwicklung, Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne*, Paderborn 2004, S. 205-234.

62 Messner, *Leben am Limit* (Anm. 60), S. 41-42.

63 Ebd., S. 98.